Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 53 (1949-1950)

Heft: 19

Artikel: Die Lauwiser und ihr See : Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836 [Fortsetzung folgt]

Autor: Küchler-Ming, R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670506

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE LAUWISER und ihr See

Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836

Von R. Küchler-Ming

19

Da kommt einer die Stiege heraufgesprungen und pocht an die Türe. Die kleine Frau erhebt sich rasch. Doch ehe sie einen Schritt getan, fliegt die Türe auf, und des Sternenwirts Knecht kommt hereingestürzt.

„Kommt rasch, Doktor! Zum Weibel. Er ist ..."

„Was? Zu dem Blagieri? Was soll ich mit dem? Mit dem hab ich nichts, rein nichts zu tun." Dabei stampft er auf den Boden und kehrt dem Sternenknecht den Rücken.

„Er ist ... eh ... er liegt drunten in der Straß, ganz voll Blut," stottert der Knecht und starrt den wütenden Doktor entsetzt an. „Kein Mensch weiß, was gegangen ist."

Die kleine Frau schaut bebend zu ihm auf. Das wäre das erste, wahrlich das allererste Mal, daß er einem Ruf nach seiner ärztlichen Hilfe nicht folgte.

„Im Blut!" ... Nur einen kurzen Atem lang besinnt sich der Mattlidoktor. Dann ergreift er die Handtasche, die ihm sein Frauchen mit bunten Rosen und goldenen Sternen bestickt hat, und die, vollgestopft mit Verbandtüchern und Messern und Balsam immer bereit steht für den Fall, daß der Doktor auf eine Unglücksstätte gerufen wird.

Nach fünf Minuten kniet er drunten auf der Straße neben dem Weibel. Fühlt seinen Puls, trocknet sein Blut, stützt seinen Oberkörper mit festem Arm und befiehlt den neugierig Herzugelaufenen: „Holt Kissen! ... Holt kaltes Wasser! ... Holt warme, wollene Tücher!"

Und sie springen und bringen und helfen, während er befiehlt: „Hier, die Kissen unter den Kopf! Das blau zuerst! ... He da! Nid so kalbocht! Du stoßest ihn ja an die Schulter! ... Gib doch acht! So ... schieb's ganz sacht hier herauf! ... Hübscheli (sachte)! hübscheli!"

Des Wydischreiners Agathli kommt mit einem Eimer frischen Wassers, und der Mattlidoktor macht dem Weibel kalte Auflagen auf die Brust und hüllt seine Füße in warme Tücher ein und träufelt ihm kräftige Tropfen in den blutbeklecksten Mund.

Jetzt kommen von der Straße her die schrillen Töne des Versehglöckleins. Wie es selbstverständlich ist im frommen Lauwis, sind die ersten Hilferufe ins Pfarrhaus geeilt, daß der Geistliche rasch, rasch dem Schwerverletzten oder Sterbenden den letzten Trost bringe und den Heiland als sichersten Helfer zu einem gnädigen Gericht im Jenseits. So rasch der Pfarrer aufbrach, bis er den Sigrist aufgestöbert und das Allerheiligste aus der Kirche geholt hatte, verzog es sich doch eine Weile. Und jetzt hastet und wackelt er daher, daß sein weißes Chorhemd flattert wie eine Fahne, und seine, von schwarzen Haarsträhnen eingefaßte Stirne unter dem Barett im Schweiß zu glänzen beginnt. In der rechten Hand trägt er, vor die Brust gehoben, in goldener Kapsel das Allerheiligste und betet und betet in einem fort: „Herr erbarme dich seiner!"

Der Sigrist, der ebenfalls im weißen Chorhemd daherschreitet, schwingt in der einen Hand das Glöcklein und in der andern die Laterne mit dem Oellicht. Er wollte zuerst auf des Weibels Haus zuschreiten. Dort kniete des Weibels Frau mit dem kleinen Bascheli vor der Kellertüre, um nach frommem Lauwiserbrauch vom vorübergetragenen Sakrament den Segen zu empfangen und dann sachte, sachte dem Pfarrer nachzutrem-

pelen und zu vernehmen, mit wem es wohl so schlimm stehe, daß sie ihn zur letzten, großen Reise verwahren müssen.

Der Pfarrer biegt dem Sigrist nach durch die Haglücke ein. Doch wie ihn des Weibels Frau so ahnungslos verwundert anschaut, wird er stutzig. Im gleichen Augenblick aber ruft ihn der Gäßlipeter von der Straße herauf und winkt: „Hier, hier." Der Pfarrer versteht und folgt.

Dann kommt der Peter zur verwirrten Frau. „Erchlipfid (erschrecket) nid! Es wird nid so schlimm sein."

„Um Gottes heiligen Willen!" Sie schlägt die Hände vors Gesicht. Sie weiß genug. Sie nimmt den Bascheli auf den Arm und eilt dem Pfarrer nach.

Der Mattlidoktor kommt dem Pfarrer ein paar Schritte entgegen. „Ihr müßt ihn hier verwahren," unterrichtet er ihn, nachdem er rasch vor dem Allerheiligsten niedergekniet ist und sich bekreuzt hat. „Ihn heimtun ist todgewagt."

Die gaffenden und helfenden und betenden Lauwiser samt dem Mattlidoktor und der lautaufschluchzenden Weibelsfrau ziehen sich vom Kranken zurück und knien weiter unten auf der Straße nieder, derweil der Pfarrer sich über dem verwirrt aufblickenden Weibel beugt und ihm Mut und Trost zuspricht zum letzten Gang.

Der Kranke will die Hände falten, doch es fehlt ihm die Kraft. Nur wenige leise Laute haucht er auf des Pfarrers Fragen zur Beicht und sinkt wieder in Ohnmacht, während der Pfarrer ihm die letzte Oelung spendet.

Noch lange kniet der Pfarrer neben dem Kranken und betet zu Gott und allen Heiligen, während der Mattlidoktor des Weibels Stirne einreibt, seinen Puls fühlt, auf seinen Atem horcht und ringsum allem Reden und Lärmen wehrt, bis er endlich befiehlt, eine Bahre herzurichten, daß man ihn sachte, sachte heimbringen könne.

Rache dem Doktor! Rache dem Weibel!

Als des andern Morgens der Mattlidoktor die Straße herunterkam, um nach dem Weibel zu sehen, eilte ihm des Weibels Frau vors Haus entgegen und sagte mit leisen, verlegenen Worten, es sei nicht mehr nötig, daß er komme. Es gehe ihrem Mann jetzt wieder ganz ordentlich.

„So! Meint ihr etwa, so ein Blutsturz gehe härdibärdi vorbei, wie ein Donnerwetter im Augsten?" fuhr sie der Doktor an. Als die Frau aber, ohne ein Wort zu finden, mit über und über rotem Kopf vor ihm stehen blieb und ihre Fußspitze in das feuchte Gras am Wege bohrte und die verlegenen Blicke in die Fußspitze, da merkte der Doktor sogleich, wo Lands. Er krämpfte seine kleine Faust um die Tabakpfeife und stapfte ohne ein weiteres Wort zu verlieren mit wütenden Schritten davon.

Des Weibels Frau schaut ihm nach, und Tränen verschleiern ihre Augen. Wenn sie ihn nur zurückrufen dürfte! Er könnte am ehesten helfen. Hat er doch gestern für ihn gesorgt, daß er für den eigenen Bruder nicht besser hätte sorgen können. Und daß es mit dem Kranken so zuversichtlich stehe, glaubt sie selber nicht. Das war nur Fieber, was seine Backen so rosenrot und sein Gemüt so auflich machte. Ein bißchen frischen Mut hat wohl auch der Brief aus Luzern angeblasen, nach dem er nun auf den Zeitungsbericht vom Stollendurchbruch hin seine Seeaktien verkaufen kann und aus dem Strick schlüpfen, den ihm der Firsteler zu Kornigen schon angezogen hatte. Das hat ihn für einen Psalter lang vom Totenmann abgelenkt, der am Fußende seines Bettes hockt. Aber hocken bleibt das Ungeheuer doch, wenn es nicht ein ganz tifiger (gescheiter) Doktor fortgassiert. Vom Mattlidoktor will er nun einmal nichts wissen. „Nein, der nicht! Lieber will ich lebendig untern Boden. Diesem Drücker will ich keinen Rappen schuldig sein. Der braucht meine Hinterlassenen nicht zu klemmen." Das hat er deutlich, so deutlich gesagt, daß die Frau nicht mehr wagt, ein Wörtlein vom Mattlidoktor zu reden.

Als sie ihm des Nachts mit einem Löffel voll Medizin kam, fragte er rasch, woher. Und als er merkte, daß sie sein Gegner gemischt hatte, stieß er den Löffel weg, daß sie die zitternde Hand der Frau über den sauber gescheuerten Fußboden verschüttete. Er hat seine guten Freunde, die brävsten Lauwisermannen genug mit Betreibungen plagen müssen um der Medizinschulden willen. Der Mattlidoktor muß ihm nicht kom-

men. Und hätte auch gestern nicht kommen müssen. Es brauchte ihn niemand zu holen. Er wäre selber wieder aufgekrottet, oder es hätten ihn bessere Freunde heimgebracht.

Das alles steigt in des Weibels Frau wieder auf, indem sie dem Mattlidoktor mit drückendem Bedauern nachsieht. Es ist nicht recht. Bei Gott und Sankt Bat, es ist undankbar nach all des Doktors Hätscheln und Päppeln von gestern, daß ihr Mann ihn ablehnt. Und ein guter Doktor ist der Mattler doch.

Sie steht da wie angewurzelt und schaut ihm nach, bis sie ihn ums Karrers Rank biegen sieht. Einmal ist er stillgestanden und hat sich einen Augenblick besonnen. Dann hat er einen Anlauf genommen, als gälte es, einen wütenden Stier an den Hörnern zu packen und ist mit wenigen Schritten verschwunden. Mit beklemmtem Herzen wendet sich die Frau der Vorläubelistiege zu. Das wird etwas absetzen!

*

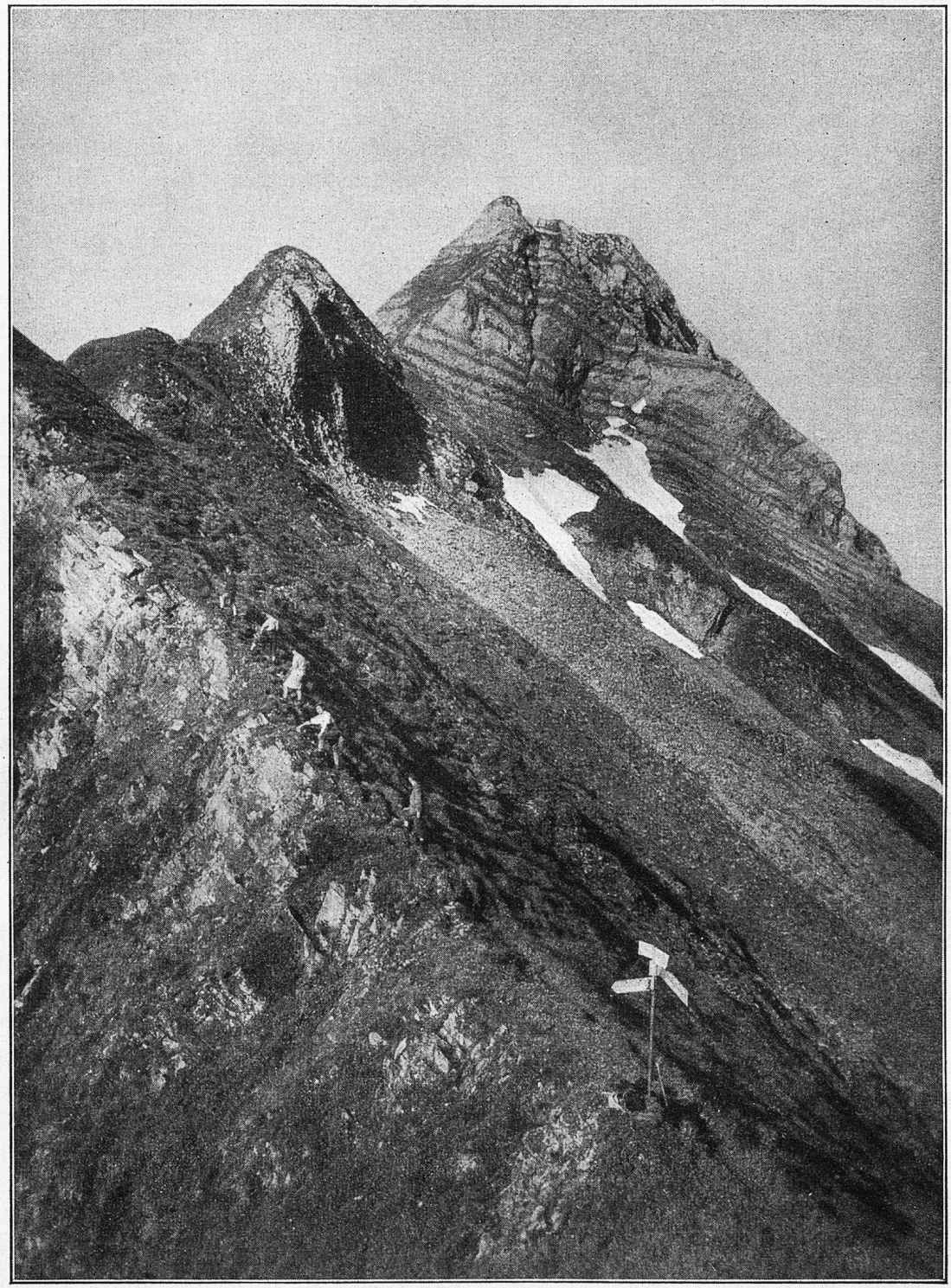
Ja. Es setzte etwas ab. „Den rühre ich mit keinem Stecklein mehr an. Mit dem bin ich fertig. Der soll mir nie mehr ins Ratszimmer kommen. Wenn er von mir nichts wissen will, so will ich von ihm noch minder wissen," knurrte der Mattlidoktor schon auf dem Heimweg vor sich hin.

Und als er noch am selben Abend ums Zunachten dem Doktor Heber aus Rechwil begegnete, den der Weibel auf Beschwören seiner Frau und seines Schwagers hatte rufen lassen, da loderte seine Wut auf wie ein Sennenfeuer. Etwas Verruchteres, Schurkigeres, Wutpeitschenderes kann man dem Mattlidoktor überhaupt nicht antun, als daß man seinen eingebildeten Konkurrenten aus Rechwil an ein Krankenbett ruft. Wo er doch selber mit seiner hundertfachen Erfahrung, mit seinen schuhdicken Medizinbüchern und einem ganzen Senten Medizinflaschen und Pulverbüchsen jedem Lauwiser tags und nachts zur Hilfe bereit steht. Um wenig Geld, und wo wirklich Not am Mann ist, gar oft allein um Gott's Lohn.

Des Doktors Plan war unerschütterlich: der Weibel mußte an der nächsten Maigemeinde fliegen, wenn er bis dann nicht schon den großen Flug ins Jenseits unternommen hatte. Bis jetzt war es immer so selbstverständlich als der Eine nach den zwölf Glockenschlägen, daß er ohne Widerwort und Gegenvorschlag gewählt wurde. Seit mehr denn zwanzig Jahren steht er an jeder Gemeindeversammlung im rot-weißen Mantel neben dem Präsidenten und flattert an Sonn- und Feiertagen in den zündenden Farben durchs Kirchenschiff, um die spärlichen Opferrappen in die kupferne Schale zu sammeln und kündet es mit wuchtiger Stimme aus, wenn einer ein Rind zu sömmern oder eine trächtige Kuh zu verkaufen hat oder einen Knecht dingen will. Und wenn die Bürger aus allen Gemeinden zur Landsgemeinde in Landern einmarschieren, so schreitet keinem Zug der Weibel so stramm und stattlich voran, wie der Bingweibel dem Aufzug der Lauwiser. Dem ganzen Lauwis ist es selbstverständlich, daß kein anderer als der Bing kann Weibel sein zu Lauwis. Nur dem Mattlidoktor nicht.

Nie wäre die Luft so zügig gewesen für einen Angriff auf den Weibel, wie gerade jetzt. Jetzt, wo sie alle schimpfen und wettern oder wenigstens die Köpfe hängen, weil es wieder, auch diesmal wieder nichts ist mit dem Seeabzug. Jetzt nach dem himmelhohen Jubeln und Läuten und Gottdanken nichts als neue Fron und neue Opfer und neue fadenscheinige Versprechungen. Und was sie jetzt planen, um dem See mit Teufels Gwalt den Garaus zu machen, diese Mine, das ist ein Mordsstreich. Das ist Gott versucht. Und das hat der Weibel eingefädelt. Das hat er schon lang gewollt.

So war es leicht, den Wetterwind gegen den Weibel zu leiten. Vor der Gemeinde blieben allerdings des Mattlidoktors Karten noch stockdick zugedeckt. Er hatte keine Lust, sein Banner vorzuzeigen, daß die Trockenen mit Aß und Bauer aufrücken und es ihm abstechen können. Wenn sie nichts ahnen, so werden sie diesmal in leichterem Trupp aufrücken als sonst. Sie sind nach dem wilden Halleluja beim Stollendurchbruch in eine heillos zimpferliche Charfreitagstimmung geraten und kehren jetzt ihre langen Gesichter lieber der Kammerwand zu. Und der Weibel selber ist noch knietief im Bett, wenn er auch überhaupt wieder herauskriecht.



Unsere Heimat: Die Zindlenspitze. Aufstieg über den Südostgrat

Der Mattlidoktor hatte das Wetter richtig prophezeit. Die Trockenen kamen nur spärlich an die Gemeinde. Eine währschafte Suppe gab es diesmal doch nicht auszulöffeln. Und wegen dem alljährlich wiederkehrenden Gwäsch wollten sie nicht mit den prallen Spottmäulern der Nassen zusammenprallen.

Alles machte Gesichter, als fliege der Kirchturm in die Luft, als der Mattlidoktor mit stahlscharfem Satz erklärte, daß der sonst getreulich amtende Weibel sein Amt nicht mehr versehen könne. Es hatte doch geheißen, seine Gesundheit wackle tagtäglich ein Schrittchen vorwärts. Der Mattlidoktor erklärte nun, von dieser Gesundheit wolle er nichts sagen. Man könne ja annehmen, daß die Wunderkräuter, die sein Bub korbweise vom Allerweltszauberer zu Rechwil heraufschleppe, ihn bis Pfingsten so weit aufgepumpt haben, daß er mit seinem großen Maul nicht nur den Lauwiser-, sondern auch den Brienzer- und Thunersee aussaufen und Dattelpalmen auf dem Grunde pflanzen könne. Wichtiger sei der zweite Punkt: wenn einer andern noch so wacker zu Ader lassen könne, so versage ihm doch die Hand, wenn's an ihn selber gehe.

Die Lauwiser verstanden den Stupf auf des Weibels verlotterten Kredit und auf seine Pflichten als obrigkeitlicher Pfändungsbeamter. Die Rede schlug aber dennoch nicht recht ein. Nicht einmal bei den Nassen. Denn sogar diese dünkte sie zu hart und zu bissig.

Als dann aber der Mattlidoktor einen seiner ganz flotschnassen Freunde an des Bingweibels Stelle vorschlug, einen, der zum Allmendnutzen mehr zu sagen hatte als Sankt Peter zum Maienregen, und nur der Schulherr ein paar schüchterne aber herzwarme Worte für den Bingweibel einzulegen wagte, da fiel das Mehr doch für den nassen Freund des Mattlidoktors aus. Ein schwaches Mehr zwar, obwohl der Doktor auf die Zehen stand und sein Günstling neben ihm Sperberaugen über die Wähler jagte, daß ja kein Gegner seiner Rache entgehe.

Die allerwenigsten freuten sich auf dem Heimweg über den Ausgang. Nur der Türlifuchs schmunzelte. Er hatte für den neuen Weibel schier vor dessen Nase die Hand aufstrecken können und war jetzt sicher, das Allmendgras an der Böschig wieder zu bekommen. Die andern aber schämten sich des Sieges. Es war minder als ein Lausbubenstreich. Heimlich oder offen gestanden sie sich's alle ein: der Weibel ist trotz allem ein Ehrenmann. Einen so redlichen und fürnehmen Weibel, einen, der seinen Mantel so stolz und seinen Sinn so aufrecht trägt, bekommt Lauwis nicht wieder.

Ein schwerer Abschied

Und jetzt sitzt der Hansli auf dem Vorlaubenbänkli, den Weibelmantel aus rotem und weißem Tuch auf seinen schmalen Knien und darauf den schwarzseidenen Zweispitzhut mit der blitzsauberen, rotweißen Rosette. Er starrt in den Frühlingsabend hinaus. Der Birnbaum neben dem baumstammigen Brunnentrog ist von Blust überschneit. Und das Apfelbäumchen, das er selber mit dem Vater gesetzt hat am Tage, da der erste Schuß im Seestollen knallte, dieses stramme junge Bäumchen hat auch schon an allen Zweigen Röslein aufgesteckt. Und wie ein fächelnder Schleier flattert's von Bienenvolk um die Blust.

Wie oft ist der Hansli mit seinem Vater hier auf dem Bänklein gesessen und hat ihm zugehorcht, wenn er seine Pläne zu einem reichen, glücklichen Zukunftslauwis entfaltete. Was alles da auszuebnen war und durch Gräben zu trocknen und durch Wege erreichbarer und durch Wasserleitungen nutzlicher zu machen, und was alles einmal auf dem getrockneten Seegrund anzubauen sei. Bis zum letzten Pfahl und Spatenhieb wußte er alles auszumalen, und der Hansli mußte immer denken: was ist doch mein Vater für ein gescheiter, gescheiter Mann!

Weibel, nur Weibel! denkt der Bub und heftet seine Augen auf die schimmernden Insignien des ersten kleinen Amtes seines Vaters. Und selbst das haben sie ihm entrissen. Jetzt sollte der Hansli diese glänzenden Abzeichen zu des Vaters Nachfolger tragen, zu dem viel minderen, unwürdigen Nachfolger ... Nein. Das kann er nicht ... Das tut er nicht ... Das ist vor Gott und der Welt nicht recht.

Wie königlich hat sie der Vater getragen! Wie stolz war der Bub auf ihn, wenn er im wallen-

den Mantel daherschritt! Wie der Weihnachtsschnee an der Gumme fielen die weichen Falten der weißen Seite von seinen Schultern herab. Und erst die rote Seite! Sie übergoß den herrlichen Vater mit einer Pracht und einem Reichtum, wie man's sonst nirgends findet zu Lauwis, nicht einmal in des Pfarrers blühendem Tulpengarten. Ein Purpurglanz, wie er nur dem Bingweibel gehörte.

Und jetzt soll all dieser Glanz über den stiernackigen, stumpfnasigen, sonnensprossigen Michel gegossen werden. Nein. Auf Ehr nicht!

Der Hansli krämpft Mantel und Zweispitzhut fest, fest an sich, als wolle er die Herrlichkeiten mit Gewalt verteidigen. Nein, nein! Das gehört dem Vater. Das gehört zum Vater!

Wie konnte die Mutter nur!? ... Kam sie da ganz geschäftig, als trage sie einen Arvel Heu, legte die ehrwürdigen Sachen dem Bub auf den Arm und sagte: „Bring das dem Michel hinauf, so kommt's dem Vater aus den Augen." Freilich hatte auch sie ein rotverweintes Gesicht. Und wie heillos weh es dem Vater tut, muß sie auch wissen. Ob er schon alles vernommen hat, was an der Gmeind geredet wurde? ... Geb Gott, daß er's nie vernimmt!

Wie der Hansli über das alles sinnt, öffnet sich neben ihm die Türe. Seine Mutter kommt mit verweintem Gesicht.

„Was sitzest du noch da?" frägt sie mit herbem Vorwurf.

Der Hansli drückt Mantel und Zweispitzhut mit beiden Händen an sich und starrt trotzig auf das Vorlaubengesims, ohne ein Wort zu sagen.

„Mach jetzt und geh!" befiehlt die Mutter.

„Ich geh nicht. Es ist nicht recht. Es ist eine Schand," trotzt der Bub.

„Der Vater hat's befohlen."

Der Hansli beißt die Zähne aufeinander und stemmt den Kopf gegen die Wand und die Füße gegen den äußeren Balken der Vorlaube, als wolle er sich für alle Ewigkeit hier verschanzen.

Die geplagte Frau gibt ihm einen verzweifelten Blick. Was kann sie machen? ... Wo dieser Steckkopf sich einmal eingehackt hat, rückt er um keinen Zoll ab. Eher ließe er sich zu Tod geißeln. Sie geht in die Küche zurück. Zeit bringt Rat.

Obwohl den Bingweibel die Nachricht von seiner Absetzung im ersten Augenblick ungeheuerlich schmerzte, so versöhnte er sich doch leichter mit der unveränderlichen Tatsache, und er trauerte minder um Mantel und Zweispitzhut als sein Bub. Von der Lästerei an der Gemeinde vernahm er nichts. Und das Treiben und Pfänden seiner verschuldeten Mitbürger war ihm längst peinlicher als einem Schelm die Lastertrülle. Er spürte es ja, daß all die Ausgepfändeten in ihm einen künftigen Genossen wußten. Und lieber war ihm, die gehässigen Nassen zerschlagen ihm die Amtsherrlichkeit vor der Nase, als wenn er sie am eigenen Geltstag durch Gesetzeszwang hinlegen müßte. Und dieser Geltstag ... er kann sich's nicht verhehlen ... er rückt heran, wie der Nebel um Sankt Wendelstag.

Als der Hansli eine Halbstunde später an die Kammertüre kam, fragte ihn der Vater: „Bist gewesen?"

Der Bub wußte wohl, was er meinte. Er errötete und tat, als höre er nichts.

„Hast's dem Michel selber abgegeben?"

„Nein," machte der Hansli leise und beklemmt.

„Nun," sagte der Vater, und der Bub spürte, wie es ihn würgte, „die Hauptsach, daß es vorbei ist."

(Fortsetzung folgt)

Emil Schibli / **WETTERTANNE**

Sie steht am Felsenrand, dem Abgrund nah,
die Wurzeln eingebohrt im kargen Grund,
die Aeste struppig und die Rinde wund;
man sieht sogleich, dass ihr viel Leid geschah.

Doch lernte sie Geduld im Lauf der Zeit,
und aufrecht trägt sie ihres Schicksals Last,
hält in den stillen Tagen dankbar Rast,
und ist im Sturme wieder kampfbereit.